

RUF! Zeichen

Zeitschrift der Ständigen Diakone Österreichs

Jahrgang 11 Dezember 2009



Fußwaschung und Abendmahl

Sprecherwort 2
Tagung 3 - 12

Diözesanberichte 13 - 15
Enzyklika 17-19

Sprecherwort

Liebe Mitbrüder, liebe Ehefrauen!

Unser Österrichtreffen in Batschuns war einerseits ein schönes Gemeinschaftserlebnis – wir waren eine große Familie, in der sich jeder auf das Begegnen mit den Anderen freute und alle sich sichtlich wohlfühlten, aber auch ein Weiterbildungs-event bei dem unserem alltäglichen „Diakonsein“ ein Spiegel vorgehalten wurde und wir mit neuen Impulsen und Vorsätzen heimkehren konnten. So will ich für alle die nicht dabei sein konnten meine bescheidenen Einsichten niederschreiben.



Franz Ferstl,
Wien, Vorsitzender der
ARGE für die ständigen
Diakone

Feier und Symbol

Im Alltag um uns auszudrücken und in der Feier der Liturgie verwenden wir Symbole, um in den tieferen Sinngehalt einzuführen und das mystische Geschehen zu erhellen. Wir setzen Symbolhandlungen, um das was wir zum Ausdruck bringen möchten erfahrbar zu machen, z.B. geben wir den Friedensgruß zum Zeichen der Versöhnung, oder bringen die Gaben zum Altar, um unsere Hingabe sichtbar zu machen. Das Schöne ist, dadurch etwas zum Ausdruck zu bringen, was viel tiefer liegt. Die göttliche Dimension kann aufleuchten. Es ist das eine und selbe Zeichen wie z.B. der Kuss, der sowohl Zeichen der Liebe sein kann als auch zum Zeichen des Verrates werden kann. Oder ein Symbol kann sinnentleert sein – wenn der Friedensgruß nicht die Versöhnung schenkt - wenn das Symbol nicht das wahre Leben ausdrückt. So stellt sich an uns die Frage nach der Echtheit der Zeichen, die wir in unserem diakonalen Handeln einsetzen. Wir sollen kreativ sein, Symbole zu finden für das, was wir in unseren Begegnungen leben und feiern z.B. im Teilen des eucharistischen Brotes – wo wird es im Alltag vollzogen?

Das Schöne ist, dadurch etwas zum Ausdruck zu bringen, was viel tiefer liegt. Die göttliche Dimension kann aufleuchten. Es ist das eine und selbe Zeichen wie z.B. der Kuss, der sowohl Zeichen der Liebe sein kann als auch zum Zeichen des Verrates werden kann. Oder ein Symbol kann sinnentleert sein – wenn der Friedensgruß nicht die Versöhnung schenkt - wenn das Symbol nicht das wahre Leben ausdrückt. So stellt sich an uns die Frage nach der Echtheit der Zeichen, die wir in unserem diakonalen Handeln einsetzen. Wir sollen kreativ sein, Symbole zu finden für das, was wir in unseren Begegnungen leben und feiern z.B. im Teilen des eucharistischen Brotes – wo wird es im Alltag vollzogen?

Wo sind wir als Kirche?

Nicht wer sind wir als Kirche, sondern wo sind

wir als Kirche, ist für die Menschen heute wichtig. Wo finden uns die Menschen, wo finden sie uns Diakone. Wo und wie zeigen wir, dass wir für das Heil der Welt und die Menschen und ihre Freuden und Ängste da sind? War das nicht genau auch der Grund für das Wiederaufleben unseres Dienstamtes nach dem II. Vatikanum – dorthin Diakone zu senden, wo die Menschen sind, dort wo sie leben und arbeiten, wo sie feiern und leiden. Wenn wir uns als „Samariter“ verstehen, dann ist unsere „Leidensempfindlichkeit“ als Diakone gefragt. Der Priester und der Pharisäer gingen am Verwundeten vorüber, aus der berechtigten Sorge, rechtzeitig im Tempel zu sein sahen sie weg, aber der Samariter erwies sich als „wahrer“ Nächster der sich von der Not des Betroffenen berühren ließ. Die Berührbarkeit und die Leidensempfindlichkeit muss eines unserer Erkennungszeichen sein.

Altar des Lebens

Gerade weil wir Diakone den Altar der Gemeinde als unsere Mitte haben, sind wir dazu berufen, aus dieser Kraft heraus mit den Menschen am Altar des Alltags, an den Krankenbetten, den Bruchlinien des Lebens, dort wo Not, Elend und Ausgrenzung erlebt wird dabei zu sein, das „zu seinem Gedächtnis zu machen“. Dort wohin wir gerufen werden Gottes liebende und barmherzige Gegenwart präsent zu machen. Wir sind berufen, Liturgie am Rand der Gesellschaft mit den Menschen zu feiern – gleichsam den Rand zur Mitte zu machen indem wir Kraft unserer Weihe „dies zu seinem Gedächtnis“ tun.

So möchte ich unseren Vorarlbergern Mitbrüdern danken, dass Sie uns durch die Österrichtagung herzliche Erfahrungen der Begegnung - mit großartigem Rahmenprogramm – geschenkt haben und wir gestärkt mit neuen Einsichten in den diakonalen Alltag gehen. Viel Freude allen die durch diese Dokumentation und die Fotos die Atmosphäre von Batschuns einatmen.

Franz Ferstl

Homepage der Ständigen Diakone:

www.diakon.at

Österreichs Ständige Diakone trafen sich zu ihrer Jahrestagung im Bildungshaus Batschuns

Fußwaschung oder Abendmahl - was ist wichtiger?

Für mehr diakonische (caritative) Elemente in der Liturgie einerseits und mehr liturgische Elemente an Orten der Diakonie andererseits plädierte Univ.-Prof. DDr. Hermann Steinkamp bei der Österreich-Tagung der Ständigen Diakone und ihrer Ehefrauen im Bildungshaus Batschuns.

Zu den kirchlichen Grundfunktionen gehören Liturgie (gottesdienstliches Handeln) und Diakonie (tätige Nächstenliebe, in organisierter Form als Caritas). Das Verhältnis der beiden Grundfunktionen ist für Univ.-Prof. DDr. Hermann Steinkamp „prekär“. Es zeigt sich etwa daran, dass für die meisten Katholiken die Liturgie eine wichtigere Rolle spielt als die Diakonie: „Wenn die Sonntagsmesse wegen Priestermangels ausfallen droht, entsteht Panik. Wenn aber eine Gemeinde über Jahre keine diakonische Praxis entwickelt, fällt das niemandem auf.“

Historischer Vorrang der Liturgie. Der Vorrang der Liturgie bzw. der Verkündigung vor der Diakonie besteht seit den Anfängen der Kirche. Die Zweitrangigkeit der Diakonie spiegelt sich ebenso im hierarchischen Gefälle zwischen Priester und Diakon. Dazu kommt, dass der Ständige Diakonat nach dem Vatikanischen Konzil entgegen dessen Absicht zunehmen in eine Lückenbüßer-Funktion für das zölibatäre Priestertum geriet.



Für Univ.-Prof. DDr. Hermann Steinkamp enthält die Emmaus-Erzählung genau jene Elemente, aus denen christliche Gemeinde existiert: das Teilen des Brotes (Diakonie); die Verkündigung („Wusstet ihr nicht ...“) und das Glauben-Teile („Brannte nicht unser Herz?“

Die Trennung von Liturgie und Diakonie führte ferner zu einer Reduktion des Gemeindelebens auf den Sonntagsgottesdienst, der sich überdies immer mehr dem Alltag der Menschen entfremdet. Liturgische Symbolhandlungen wie Vergebung oder Fußwaschung lösen statt Betroffenheit nur noch Irritation oder Unverständnis aus, beklagte Steinkamp weiter.

Glauben teilen. Einen Ausweg aus diesem Dilemma sieht der Professor in der Entwicklung einer Liturgie der Diakonie, also einer Liturgie, die im Zusammenhang mit der diakonischen Praxis entsteht. Als Beispiel führte er etwa eine Klage-Liturgie nach dem Scheitern eines Kirchenasyls an. Zudem empfiehlt Prof. Steinkamp die Wiedereinführung einer Praxis der frühen Jerusalemer Gemeinde, der Parrhesia. Damit ist die freimütige Rede, das freimütige Bekenntnis des Glaubens in einer heidnischen bzw. skeptischen jüdischen Umwelt gemeint. Für unsere Zeit würde das heißen: Glaubende teilen miteinander ihre Be-Geisterung über die Frohe Botschaft. Und indem sie miteinander ihre existentielle Betroffenheit von diesem Glauben an den Auferstandenen teilen, stärken sie sich wechselseitig in ihrem Glauben.

Buntes Rahmenprogramm:

Die fachliche Tagung vom 23. bis 25. Oktober war eingebettet in ein buntes Rahmenprogramm: Einem Begrüßungsabend mit Diözesanbischof Dr. Elmar Fischer und Bürgermeister Josef Mathis – in seiner Gemeinde liegt das Bildungshaus Batschuns – am Freitagabend folgte am Samstag im Anschluss an die Vesper in der Basilika Rankweil eine Führung durch die alte Wehrkirche. Das Land Vorarlberg und die Marktgemeinde Rankweil gaben danach einen Empfang für die Gäste, die abends der Kabarettist Markus Linder unterhielt.

Eine Eucharistiefeier im Dom zu Feldkirch mit Bischof Dr. Fischer und Referatsbischof Dr. Anton Leichtfried stand am Sonntag auf dem Programm. Dompfarrer Rudolph Bischof erläuterte darauf den Gästen die kunsthistorischen Besonderheiten „seines“ Gotteshauses. Mit einem Empfang der Stadt Feldkirch auf der Schattenburg schloss die Österreich-Tagung der Ständigen Diakone und ihrer Frauen.

Walter Greussing

Österreich - Tagung der Ständigen Diakone und ihrer Ehefrauen vom 23. bis 25. Oktober 2009 in Batschuns / Vorarlberg

Hermann Steinkamp

Das prekäre Verhältnis von Liturgie und Diakonie

Thesen

1. Die beiden kirchlichen Grundfunktionen Liturgie und Diakonie galten in der Geschichte der Kirche und gelten in den herrschenden Denk- und Bewusstseinsformen der meisten Christen nicht als gleichrangig, vielmehr wird der Liturgie ein – wie auch immer bestimmter – Primat gegenüber der Diakonie zugeschrieben. Deren „Zweitrangigkeit“ spiegelt nicht nur das hierarchische Gefälle zwischen dem Status der Priester und der Diakone, sondern auch den seit den Anfängen der Kirche behaupteten Vorrang der Verkündigung vor der Diakonie (vgl. Apg 6,1 ff.). In Zeiten der Aufwertung der Diakonie-Funktion wird diese Plausibilität immer wieder fragwürdig, nicht zuletzt das im Hintergrund vermutete Problem der Macht betreffend.

2. Aus der strukturellen Trennung der (prinzipiell!) gemeindlichen Grundfunktionen Liturgie und Diakonie, markant greifbar in der so genannten „Zweitstruktur“ (der institutionalisierten Diakonie/Caritas), resultieren Folgeprobleme für die Liturgie:

- die Reduktion des Gemeindelebens auf den Sonntagsgottesdienst (und allenfalls für Betroffene auf Kasualien: Taufe, Hochzeit, Beerdigung); daraus folgend:

- die Isolation der Liturgie in Gestalt ihrer Entfremdung vom Alltag der Menschen; 3. Entgegen der ursprünglichen Intention geriet der Ständige Diakonat nach dem II. Vatikanischen Konzil zunehmend in eine Lückenbüßer-Funktion für das (in Europa) von Aussterben bedrohte zölibatäre Priestertum. Zugleich kann man hinter der Berufswahl von Ständigen Diakonen in Einzelfällen Berufungen zum Priesteramt vermuten.

Beides hat jedenfalls dazu geführt, dass viele Diakonie ihren „Ort“ am Altar suchen, nicht auf den Straßen und an den Peripherien.

4. Der aus der Isolation der Liturgie resultierende Verlust der Einheit von sinnlich-symbolischen

und sprachlich-symbolischen Interaktionsformen zeitigt den Effekt, dass liturgische Symbolhandlungen (wie Vergebung, Fußwaschung) zu Klischees werden können, die bei den Teilnehmern Irritationen und bestenfalls Unverständnis erzeugen, jedenfalls nicht Betroffenheit. Unter diesem Aspekt sind Versuche, „den Alltag in den Gottesdienst zu holen“ zwar gut gemeint, sie scheitern aber meistens.

5. Eine (weitgehend noch ausstehende) Liturgie der Diakonie, d.h. einer Liturgie, die in Kontexten diakonischer Praxis entsteht (z.B. eine Klage-Liturgie anlässlich des Scheiterns eines Kircheasyls), könnte zu einer Wiederbelebung herkömmlicher liturgischer Symbole führen.

6. Zur Neubelebung liturgischer Symbole wird nicht zuletzt die Erneuerung einer Praxis der frühen Jerusalemer Gemeinde beitragen: der Parrhesia. Wenn die Essenz symbolischer (Glaubens-) Kommunikation in der je aktuellen Verständigung („Teilen“ des Symbols) der betroffenen Subjekte zu sehen ist, dann kann die Szene aus der Emmaus-Erzählung („Brannte nicht unser Herz?“ vgl. LK 24, 32) als Prototyp eines solchen „Glauben-Teilens“ gelten. Sie kann Angelpunkt diakonischer Liturgien sein.



Ausführungen zu den Thesen

Das Motto dieser Tagung der Ständigen Diakone Österreichs hat eine Vorgeschichte, die ich in Erinnerung rufen muss, auch um falsche Erwartungen vorab zu

dämpfen, bevor ich sie enttäusche: ich werde nicht vom Abendmahl und der Fußwaschung sprechen. Ihr Zusammenhang war das Thema des Vortrags von Paul M. Zulehner im vergangenen Jahr, als das Seelsorge-Amt der Diözese Vorarlberg eine Tagung zum gleichen Thema („Liturgie und Diakonie“) veranstaltete.

Damals habe ich – in einer Art Antwort auf meinen Kollegen – das m. E. „prekäre Verhältnis

von Diakonie und Liturgie“ angesprochen und dabei – gleichsam als theoretische Basis – auf die Symboltheorie Alfred Lorenzers zurück gegriffen. Dabei habe ich zur Veranschaulichung des komplizierten Begriffs „De-Symbolisierung“ das Beispiel des Kusses gewählt: er kann sowohl Ausdruck und Zeichen der Liebe zweier Menschen sein, wie er – auch in unseren alltäglichen Beziehungen – zum Klischee verkommen kann, nämlich dann, wenn er nicht mehr Ausdruck der Liebe ist, sondern zur schlechten Routine gerät, zu einem achtlosen Gestus, der langfristig eine Beziehung zerstören kann. Er kann sogar zum Judas-Kuss werden: wenn er etwas ganz Anderes „besagt“ als das, was das Symbol eigentlich ausdrücken will. Insofern müsste man, wenn man denn an den beiden Bildern das Abendmahls und der Fußwaschung festhalten will, ein drittes hinzufügen: den Judas-Kuss. Dann lautete meine folgende These – verkürzt in den drei Bildern ausgedrückt – :

die Fußwaschung ist (als Symbol der Diakonie) derart herunter gekommen, dass es deren Bedeutung verzerrt – mit einschneidenden Folgen auch für das Abendmahl.

1. Wieso „prekäres Verhältnis von Liturgie und Diakonie“? Das Thema dieser Tagung zielt auf den Zusammenhang von Liturgie und Diakonie, und zwar aus praktisch-theologischer Perspektive. Ich verstehe es jedenfalls so und werde mich nicht systematisch-theologisch dazu äußern! (dogmatisch betrachtet ist das Verhältnis auch nicht prekär, sondern allenfalls uninteressant). Praktisch-theologische Erkundung des Zusammenhangs bedeutet: ihn vor dem Hintergrund konkreter Praxis und im Blick auf ihre mögliche Transformation zu erörtern. Dann aber kann es nicht nur darum gehen, exemplarische Situationen zu analysieren (wie das beim Symposium 2008 eindrucksvoll geschah), sondern auch bestimmte Plausibilitäten, „herrschende“ (!) Bewusstseinsformen zu benennen und zu reflektieren, die Praxis ebenso steuern wie die jeweiligen Intentionen der handelnden Subjekte. (z.B. wenn man das Hirt-Herde-Bild lange genug eintrichtert, muss man sich nicht wundern, wenn die Leute sich wie Schafe benehmen – und die Pastoren wie Schafhirten, die das Bild von der Herde ebenso missverstehen wie das vom „großen Fischfang“) Drei solcher Grundannahmen seien, als Beispiele, eingangs benannt:

- landläufig assoziieren wir, mehr oder minder bewusst: unsere Liturgie sollte einen Bezug zum Alltag der Menschen haben und wir meinen damit: der Alltag solle in den liturgischen Raum „hereingeholt“ werden. - landläufig assoziieren wir: Alltägliche Not, diakonische „Themen“ und Projekte sollten in der Liturgie (dabei meinen wir im allgemeinen: die Eucharistiefeier am Sonntag) einen ihnen gebührenden Platz haben; dazu bieten sich vornehmlich die Fürbitten an, gelegentlich die Kollekte; wenn es hoch kommt auch die Predigt.

- landläufig gilt (nicht nur den Verantwortlichen, sondern gerade auch „den Leuten“):

die Liturgie (sprich: der Sonntagsgottesdienst) ist unverzichtbarer Bestandteil im Wochenkalendar (der Gemeinde), wenn auch nicht mehr aller Christen. Jedenfalls hat sie einen selbstverständlicheren Platz im Gemeindeleben als z.B. eine „Tafel“, eine Kleiderkammer u. ä. diakonische Initiativen, die zumeist von einzelnen Engagierten betrieben werden. (Dass hinsichtlich der letzteren Plausibilität neue Entwicklungen zu beobachten sind, z.B. in Schweizer Gemeinden, z.B. in Strass: dieser Hoffnungsschimmer wird im folgenden zur Sprache kommen!)

Ich werde zu begründen versuchen, warum wir nicht nur die herkömmliche Liturgie um diakonische Elemente ergänzen, bereichern, womöglich in Richtung einer neuen Gestalt transformieren sollten, sondern weshalb es notwendig erscheint, (zumindest) daneben eine spezifische Liturgie der Diakonie zu entwickeln. Langfristig könnte sich dann m. E. eine Konvergenz beider Entwicklungslinien ergeben.



2. Liturgie und Diakonie: Dichotomie und Statusgefälle Offenkundig stehen die beiden kirchlichen Grundfunktionen nicht gleichrangig nebeneinander, so dass man von einer Wechselseitigkeit „auf Augenhöhe“ ausgehen könnte, wenn es um

die Bestimmung des Verhältnisses von Liturgie und Diakonie geht. Das Problem, das daraus resultiert, beginnt bereits bei der Frage, ob wir wie selbstverständlich davon ausgehen können, dass die Diakonie – wenn überhaupt – einen Platz in der (als prinzipiell unveränderbar

gedachten) Liturgie hat – nicht aber umgekehrt: Liturgische Elemente wie selbstverständlich in diakonischen Aktivitäten.

2.1 Das Problem des Denkansatzes

„Das Brotbrechen und die brüderliche Gemeinschaft leben voneinander. Sie werden beide krank, wenn eines von beiden verkümmert“, so heißt es in einem Text des Leipziger Oratoriums, dessen Bemühungen um eine Integration von Liturgie und Diakonie auch überregional als beispielhaft gewürdigt worden sind (zit. bei K. Richter, in: *Deus caritas est*, 165). Der Satz formuliert ein Ideal, eine Programmatik („wie es sein sollte“), aber auch eine drohende Gefahr für den Fall, dass die Balance verloren geht. Wie sieht die Realität aus? Die eingangs genannten (beliebigen, subjektiv wahrgenommenen, nicht repräsentativen...) Beispiele zeigen, dass in unseren Köpfen die Liturgie eine wichtigere Rolle spielt als die Diakonie. (Wenn die Sonntagsmesse wegen Priestermangels auszufallen droht, entsteht Panik, wenn aber eine Gemeinde über Jahre keine diakonische Praxis entwickelt, fällt das niemandem auf!)



Das hängt mit jahrhundertealten Weichenstellungen in der abendländischen Christenheit zusammen. Diese sind hier jedoch nicht vorrangig unter dem Aspekt der (ungleich gewichteten) „Grundfunktionen“ zu erörtern. (Allerdings will ich zumindest meine Position in der alten Streiffrage benennen: ich vertrete die Auffassung, dass die Koinonia die Basis bzw. die Klammer der drei anderen, Liturgie, Verkündigung, Diakonie bildet, also nicht eine „vierte Grundfunktion“ ist). Wenn man jedoch die Grundfunktionen

unter dem Teilaspekt der „Zweitrangigkeit“ der Diakonie betrachtet, kommen deren fatale Folgen für die Liturgie in den Blick (2) In einem dritten Schritt werde ich dann der Frage nachgehen, wie ein – zur herrschenden Praxis alternativer – Denkansatz bei der Diakonie dazu dienen könnte, neue Perspektiven auf eine Praxis der Christen (und ihrer künftigen Gemeinden „jenseits der Pfarrei“) zu eröffnen, die auch zu einer Verlebendigung der liturgischen Feiern führen könnte (3).

Schließlich geht es dabei – wie zu zeigen ist – nicht allein um eine Akzentverlagerung in der bisherigen Praxis der christlichen Gemeinden, sondern um deren künftige Gestalt selbst, d.h. um die Zukunftsfähigkeit der Kirche (4).

2.2 Der Ort des Diakons: am Altar oder an der Peripherie?

Zunächst erscheint jedoch eine kurze Vergewisserung des „Ortes“ notwendig, der dem Diakon in diesem Zusammenhang zugeschrieben wird bzw. den er einnimmt. In einer Zeit dramatisch verschärfter Glaubwürdigkeitskrise geht es nicht mehr um die über Jahrhunderte wichtigste (eklesiologische) Frage, wer sie ist, entscheidender ist die Frage, wo sie ist. Das gilt auch für die Diakone: wichtiger als die (nach ´innen´ gerichtete) Frage, wer wir sind, ist die andere: wo wir sind. Bedeutet konkret: ist dieser Ort der Altar (wie derzeit fast selbstverständlich) oder anderswo in der Gemeinde?

Während eines Internationalen Kongresses zur 25-jährigen Wirkungsgeschichte des Ständigen Diakonats in Pensier/Fribourg (1989) wurde diese Frage bereits – in einer ersten Zwischenbilanz – kontrovers diskutiert. Rückblickend auf die Ursprünge vor und während des II. Vatikanums hatte der damalige Vorsitzende des Internationalen Diakonatszentrums IDZ, Henri Bialecki, festgestellt, „dass am Anfang nicht spekulative Theologie stand, auch nicht der Priestermangel oder andere zweitrangige Gründe, sondern die tätige Diakonie einiger suchender Menschen, die im Grauen und in den Wirren des 2. Weltkrieges – und in den Trümmern danach – ihrer Überzeugung und ihrem Engagement eine kirchliche Form, geben wollten. Es ging ihnen zuallererst um die Diakonie der Kirche und in der Kirche, das dazukommende Amt sollte nur das Gewand, die Struktur darstellen. (in: *Diaconia Christi*, 1989,1). Aber

Homepage der Ständigen Diakone:

www.diakon.at

bereits während des Kongresses wurde deutlich, dass sich diese Ziele seit dem Konzil gravierend verändert hatten. Insbesondere betraf dies die Tatsache, dass eine Mehrheit der Ständigen Diakon ihren primären „Ort“ am Altar suchten, also nicht an den sozialen Brennpunkten, in Elendsvierteln, bei den Armen, Obdachlosen usw. Es wurde deutlich, dass diese Diakone nicht – so der Titel des bekannten Buches von Urs Eigenmann – „am Rand die Mitte suchen“. De facto habe sich – so eine damals fast einhellige Meinung – der Diakon zu einem Lückenbüßer für das Zölibatsproblem entwickelt. Freilich sei er, praktisch als Kehrseite dieser Medaille, zu einer Möglichkeit geworden, dass manche sich auf dem Umweg über den Diakon einen geheimen Wunsch erfüllen, anders, weniger kritisch gesagt: sich hinter mancher Berufswahl eines Ständigen Diakons eine Priesterberufung verbirgt. Worum es sich im Einzelfall handelt, kann jeder nur für sich persönlich klären. Klar scheint jedenfalls zu sein, dass der „Ort“, an dem Diakone tätig sind, unmittelbare Auswirkungen hat auf die Frage nach dem empirischen Verhältnis von Diakonie und Liturgie.



3. Desymbolisierung als Folge 'abgespaltener' Diakonie
Alfred Lorenzer hat in seinem Buch „Das Konzil der Buchhalter“ (1981) eine materialistische Symboltheorie entwickelt, die bis heute dazu dienen kann, liturgische Formen und Handlungen auf ihre Nähe zu menschlichen und zwischenmenschlichen Erfahrungen hin zu analysieren. Lorenzer unterscheidet zwischen sinnlich-symbolischen und sprachlich-symbolischen Interaktionsformen, die im Prozess der Sozialisation des Individuums mehr oder weniger gelingend integriert werden (was gerade auch hinsichtlich der religiösen Sozialisation gilt). Beispiel: die frühen sinnlich-symbolischen Formen der mütterlichen Zuwendung (Lächeln, Streicheln, Füttern, Trösten usw.) werden vom

Kind zunehmend „erwidert“ und irgendwann (später!) auch sprachlich symbolisiert: „Mama“ sagen dann beide. (Und wir alle wissen, welche unterschiedliche „Tönungen“ dieses „Mama“ bis ins hohe Alter für viele Menschen transportiert!). Ähnliches gilt für elementare Zeichen der Verbundenheit (Umarmung, Kuss, Geben und Nehmen, Helfen u. ä.).

Dieser für menschliches Zusammenleben unabdingbare (weil elementarer Orientierung und Sicherheit dienende) Zusammenhang von sinnlich-symbolischer und sprachlich-symbolischer Interaktion kann im späteren Leben unter bestimmten Bedingungen wieder verloren gehen, und zwar dann, wenn das Sprachsymbol von der sinnlichen Erfahrung nicht mehr „gedeckt“ ist („Judaskuss“; „Geschenke“ als „depressive Vorleistungen bzw. Druckmittel usw.). Diesen Vorgang nennen wir „Desymbolisierung“: das Symbol „verkommt“, degeneriert zum Zeichen (vgl. die Verkehrsampel, die nicht mehr als „Vereinbarung“ wirksam ist, sondern durch die Strafandrohung bei Missachtung) oder zum Klischee (wie bei der Fußwaschung! (s.u.).

Prozesse und Effekte der Desymbolisierung können „rückgängig gemacht werden“ (z.B. durch neue positive Erfahrungen, auch durch Therapie), dann sprechen wir von Re-Symbolisierung.

Dass diese Zusammenhänge für die Liturgie (als einem System, in dem Symbole und Symbolhandlungen eine fundamentale Rolle spielen, aber sich auch auf eine spezifische Weise mit Sprachhandlungen verzahnen) von kaum zu unterschätzender Bedeutung sind, muss nicht eigens betont werden.

An drei Beispielen, bei denen m. E. zentrale diakonische Motive in der Liturgie verankert sind („tiefer“ verankert jedenfalls als in der Gestalt von Fürbitten), sei das kurz veranschaulicht.

3.1 „Teilen“ (des Brotes)

Wie immer man (sakramenten-) theologisch den „Mahl“ - Charakter der Eucharistiefeier bestimmen mag – ob diese synonym als „Herrenmahl“ verstanden oder aber den Komplex „Wandlung und Kommunion“ betreffend – in jedem Fall dürfte dem „Teilen des Brotes“ eine zentrale symbolische Bedeutung zukommen. Sowohl die frühen Abendmahlsberichte des Korintherbriefs als auch die Ostererzählung von den Emmaus-Jüngern betonen diesen Aspekt des Brot-Teilens

in einer Weise, die die Frage aufwirft, wie aus dem für jedermann unmittelbar verständlichen Symbol des Teilens später solche Deformationen entstehen konnten wie die an „Füttern“ erinnernde sog. Mund-Kommunion. Auch die Versuche der liturgischen Bewegung, diese Entwicklung rückgängig zu machen, die Esspapier-Hostie durch brot-artige Oblaten oder wirkliches Brot zu ersetzen, konnten allenfalls den „Brot“-Aspekt des Symbolkomplexes re-symbolisieren, nicht aber den des Teilens (letzteres allenfalls in elitären Gruppengottesdiensten).

Bedenkt man, welche Bedeutung „Teilen“ im Alltag der Menschen hat (von den Nahrungsmitteln bis zum Leid), und bedenkt man ferner, welche fundamentale Bedeutung die Notwendigkeit zu teilen in den gegenwärtigen weltpolitischen Situation bekommt, dann entsteht eine Ahnung von der Tiefendimension dieses Symbols. Die Christen der holländischen Reformbewegung der 70-er Jahre hatten eine Ahnung davon, als sie angesichts des auf Weltebene ungerecht verteilten Brotes zu einem Eucharistischen Fasten aufriefen und dieses eine Zeit lang praktizierten. Ich habe selten erlebt, dass unter Verweis auf das zentrale Symbol der Christen („Sie erkannten ihn am Brotbrechen“) die Kollekten-Praxis reflektiert wurde, deren frühe Vorläufer im erste Jahrhundert heute in Vergessenheit geraten sind. Jedenfalls dürfte eine Wiederbelebung des Symbols „Teilen“ zu den wichtigsten Initiativen einer diakonie-sensiblen Liturgie gehören. Und jedenfalls sollte sich der Diakon, wenn er denn schon am Alter Dienst tut, als Anwalt eines so gedeuteten Symbols des Brot-Teilens verstehen.

3. 2 „Versöhnung“ (Friedensgruß)

So wie „Teilen“ zentrale Aspekte diakonischer Praxis berührt, so gilt das in ähnlicher Weise für Lebensprobleme, die mit Konflikten und ihrer Lösung zu tun haben. Viele davon lassen sich über den „Friedensgruß“ symbolisieren. In meinem Erfahrungsbereich scheint die Einführung des Friedensgrußes, d.h. dass Bekannte unter einander und Fremde sich („rituell erlaubt“) die Hand reichen („dürfen“), eine der wichtigsten liturgischen Erneuerungen nach dem II. Vaticanum zu sein. Nach meinen Beobachtungen erfreut sich diese für viele Westfalen (Bayern? Appenzeller?) geradezu lustvolle Praxis anhaltender Konjunktur.

Ein Beispiel aus den ersten Monaten, nachdem

unser charismatischer Pfarrer sie eingeführt hatte, haftet bis heute in meinem Gedächtnis: die „Spaltung“ der Gemeinde in solche, die das Ritual praktizieren und diejenigen, die es verweigern. (1. Deutung: Konservative und Liberale; Reste der alten bäuerlichen Bevölkerung und Neubürger; 2. Deutung: bei den Bauern in Westfalen bedeutet der Händedruck: Aufnahme in die Nachbarschaft mit allen Rechten und Pflichten.) D.h.: die Möglichkeit, kommunikativ zu klären, worin die Weigerung besteht, das Symbol zu praktizieren, wurde nie genutzt, ein Beispiel für die Abspaltung von sinnlich-symbolischer und sprachlich-symbolischer Interaktion. Welche Chancen hätte die Kommunikation gehabt, wenn die 2. Deutung zuträfe, d.h. die „Bauern“ ein ihnen ganz wichtiges Ritual nicht der Inflation, der Verwässerung aussetzen wollten? Gemeinde als „Nachbarschaft der Getauften“? Das Beispiel löst Assoziationen an weitere Chancen aus, das Symbol des Händedrucks auszuschöpfen: Latente Konflikte im Stadtteil, in der Wohnsiedlung zu identifizieren und „ins Gebet zu nehmen“: den Generationenkonflikt, die Kluft zwischen Armen und Reichen, Arbeitslosen und Planstellen-Besitzern. Bei der Gelegenheit würde auffallen, welche Gruppen im Gottesdienst



nicht anwesend sind, obwohl Klientel der Caritas: Wohnungslose, Alkoholranke, Behinderte („Eine Gemeinde ohne Behinderte ist eine behinderte Gemeinde“, pflegte Ulrich Bach zu sagen.)

3.3 Kyrie

Die Einleitung der Kyrie-Rufe wird in vielen Gemeinden – ähnlich den Fürbitten – immer wieder auch als Möglichkeit gesehen, „den Alltag in die Liturgie zu holen“. Aus diakonie-theologischer Sicht reicht hier – im Unterschied zu den beiden erörterten Themen „Teilen“ und „Versöhnung“ – kein offenkundig „generatives Thema“ in die Liturgie hinein, wohl aber ein eminent spirituelles Motiv der Diakonie. Ulrich

Homepage der Ständigen Diakone:
www.diakon.at

Bach hat es einmal prägnant auf den Punkt gebracht: „So wichtig es ist, dass wir uns den Notleidenden zuwenden, grundlegend wichtig ist zu akzeptieren, dass Jesus seiner Jüngerschar die Rolle der Geringsten zuweist; er nennt sie seine geringsten Brüder“ (1988, 330).

Mein Unbehagen an unserer „Kyrie-Praxis“, als Frage formuliert: dient sie dazu, diese Spiritualität der „geringsten Brüder und Schwestern Jesu“ zu inspirieren? Oder hat sie nicht eine Schlagseite zu jener „Sündenempfindlichkeit“ der abendländischen Christen, die J. B. Metz einmal als eine epochale Umorientierung, weil Abkehr von der „leidempfindlichen“ Praxis Jesu bezeichnet hat? Was Metz damit meinte: die Fixierung auf die individuellen „Sünden“ (und ihre Bedeutung im Rahmen eines Konzepts individuellen Heils), diese Fixierung unterhöhlt, verhindert gar die Entwicklung unserer Schuldfähigkeit, und zwar in einem psychologischen Sinn (vgl. D. Funke, *Das Schuldilemma*, 2000) wie auch in einem theologisch-spirituellen: die Fixierung auf unsere individuellen Sünden stumpft unsere „Leidempfindlichkeit“ im Sinne der Compassion-Fähigkeit und einer Compassion-Spiritualität (Steinkamp, 2007) langfristig ab. Die aber wäre – im Sinn der Pointe der Samariter-Erzählung – die elementare Chance der Gottesbegegnung im Armen und Notleidenden.

Die drei Beispiele mögen „weit hergeholt“ erscheinen und ich rechne vor allem mit dem Einwand, Liturgie lebe nicht von der Aktualität des Alltags, sondern von der Zeitlosigkeit der religiös-transzendenten Dimension unseres menschlichen Lebens. Das Argument hat nicht nur die Tradition des gregorianischen Choral auf seiner Seite, sondern auch die Überzeugung der orthodoxen Christen, dass während des Gottesdienstes „der Himmel auf die Erde kommt“. Ich lasse den Einwand gelten, ohne das Vorgetragene zurück zu nehmen: wir müssen streiten.

4. Chancen der Resymbolisierung

Im folgenden Teil möchte ich meine These begründen, dass es neben der herrschenden Praxis („den Alltag in den Gottesdienst zu holen“) eine dazu komplementäre Art der Liturgie zu beleben gilt. Diese besteht darin, neue Formen von Liturgie gleichsam „am Ort der Diakonie“ zu entwickeln. Diese These soll

ebenfalls auf der Basis von A. Lorenzers Symboltheorie entwickelt werden: Erfahrungen im Zusammenhängen diakonischer Praxis lassen sich in Symbolen verdichten, die von den Beteiligten als „nah an ihren Erfahrungen“, auch Sinne und Gefühle berührend, erlebt werden.



4.1 Scheitern eines Kirchenasyls (Klage als Gebet)

Vor einigen Jahren endete in einem kleinen Ort in der Nähe von Münster, jäh und unverhofft, ein mehrwöchiges Kirchenasyl einer türkischen Familie, als vor Tagesanbruch Polizei anrückte und den mehrköpfigen Clan zum Flughafen Düsseldorf abtransportierte. Ein beliebiges Beispiel für eine große Anzahl ähnlicher Fälle; viele von uns kennen einen solchen aus nächster Nähe. Die Gruppe aus Christen beider Kirchen, die das Kirchenasyl organisiert und die Fremden betreut hatte, wurde von der Nacht-und-Nebel-Aktion so überrascht, dass sie nicht reagieren konnte, viele der Beteiligten standen in ohnmächtiger Wut, einige mit Tränen in den Augen vor dem nahe der Kirche gelegenen Gebäude, aus dem die Familie abtransportiert worden war. Spontan verabredeten sie, noch am Abend des gleichen Tages einen Gottesdienst zu feiern, zu dem auch die beiden Gemeinden – per Radiowagen – eingeladen wurden. Im Laufe der Wochen des Kirchenasyls waren mehr und mehr Christen aufmerksam geworden, man hatte kontrovers diskutiert und sich dennoch beiderseits der ideologischen Fronten mit Geld- und Sachspenden an der Finanzierung beteiligt. Idee und Mittelpunkt des ökumenischen Gottesdienstes war die „Klage als Gebet“: Mitglieder der Betreuergruppe brachten, nach einem Lied und Psalm, ihre Betroffenheit, Zorn und Trauer zum Ausdruck. Danach legte eine Theologin einen Jeremia-Text (Jer 20,14-18) aus. Nach

einer längeren Stille wurde dann eine aus der Situation formulierte Klage-Litanei gebetet, die bewusst auch deutliche Anklagen Gottes enthielt. Der sich wiederholende Klage-Ruf der Gemeinde („Mein Gott, warum hast Du uns verlassen?“) ging zum Ende der Feier in ein gleich lautendes Lied über. Das Ritual, so könnte man symboltheoretisch resümieren, entstand – kommunikativ! – nicht nur im unmittelbaren Zusammenhang mit der erfahrenen Polizeigewalt und der sie auslösenden intensiven Gefühle der Ohnmacht, Wut und Trauer, sondern es brachte diese in einen unmittelbaren Zusammenhang mit der religiösen Symbolik und der schon im Alten Testament vertrauten „Klage als Gebet“. (Resymbolisierung)

4. 2 „Tafel“ als Gemeindezentrum: das Beispiel Straß



Im Zuge eines Forschungsprojekts „Diakonische Pastoral vor Ort“ des Bistums Aachen haben wir eine zunächst als „Mittagstisch“ geplante Initiative der Stadtrandgemeinde Herzogenrath-Straß studiert und reflektierend begleitet, die mir unter dem Aspekt der Resymbolisierung beispielhaft erscheint. Aus der ursprünglichen Idee, für ältere, vereinsamte Mitbürger eine Begegnungsmöglichkeit in Form eines Mittagstisches zu schaffen, entwickelte sich im Laufe der Zeit das Pfarrzentrum zu einem Ort der Begegnung der Generationen, die damit begann, dass auch die Kinder des nahen Kindergartens das Angebot des Mittagessens in Anspruch nahmen. Später kamen deren Mütter und Väter hinzu, die Zahl der ehrenamtlichen Mitarbeiter(innen) wuchs mit der Zeit auf mehr als 30 Personen, die sich jeweils für einen ganzen Tag verpflichteten, im Zentrum anwesend zu sein, Kommunikation zu stiften, das Essen für diejenigen auszuteilen, die nicht mehr laufen können usw. (Der „Dienst an den Tischen“ (ApG.6) wurde bald zum

spirituellen Motiv dieser Mitarbeiter(innen). Die Sonntags-Liturgie der („priesterlosen“) Gemeinde veränderte sich in den Jahren der Entwicklung des „Mittagstisches“ in bemerkenswerter Weise: von der anfangs traditionelle Messe (mit „eingeflogenen Priestern“) wurde Schritt für Schritt ein an den tagtäglichen Ereignissen des Gemeindezentrums (als das der „Mittagstisch“ auch bezeichnet wird) orientierter Gottesdienst. Das aktuelle Geschehen (z.B. Krankheits- und Sterbefälle, neue Arbeitslose, Schließung altingesessener Geschäfte und Firmen) werden zum „Thema“ des Sonntags-Gottesdienstes, der immer zusammen mit einzelnen Mitgliedern des Gemeindezentrums vorbereitet wird. Ein „Zwischenfall“ kann zur Veranschaulichung dienen: an kalten Wintertagen kamen mehrere Obdachlose – ansonsten „Stammgäste“ – schon früh morgens, und zwar mit der Begründung, dass die städtische Notunterkunft, um Heizkosten zu sparen, direkt nach dem Frühstück geschlossen und erst abends wieder geöffnet wird. Dieses wurde im Gemeindezentrum als Skandal empfunden und eine Protestaktion geplant. Nachdem Bürgermeister und Stadtverwaltung daraufhin die Regelung in der Notunterkunft im Sinne der Obdachlosen geändert hatten, feierte die Gemeinde den Erfolg ihrer ersten politisch-diakonischen Initiative mit einem Gottesdienst unter dem Motto „Unsere Schwestern und Brüder draußen“, von denen einer – an Stelle bzw. als Predigt – ein sehr persönliches Zeugnis ablegte, das sowohl Klage, Anklage der Zustände, aber auch Dank und Freude über die Gastfreundschaft der Gemeinde beinhaltete. Kyrie und Fürbitten wurden „zum Thema“ formuliert, natürlich auch der Zweck der Kollekte. Die Mahlfeier des priesterlosen Gottesdienstes ging unmittelbar in den „Mittagstisch“ über. Dass die „Kerngemeinde“ (des Mittagstisches) sich an den Sonntagen jeweils um einen Außenkreis vergrößert, wird allenfalls dann und wann unter dem Aspekt diskutiert, dass dessen Größe offenkundig davon abhängt, ob ein Priester „richtige Liturgie“ d.h.) Eucharistie feiert.

4.3 Die Romaria da terra in Brasilien

Als eines der eindrucksvollsten Beispiele einer

Homepage der Ständigen Diakone:

www.diakon.at

Re-Symbolisierung, d.h. einer Wiederbelebung eines alten Symbols habe ich eine Romaria da terra in Erinnerung, einer Wallfahrt landloser Bauern, die in der Sem-Terra-Bewegung Brasiliens organisiert sind. In Gestalt der Pastoral da terra arbeitet die Kirche eng mit dieser Bewegung zusammen versteht sich da und dort als Bestandteil von ihr. Der Kontext „Diakonie“ ist auf den ersten Blick nicht sogleich zu erkennen, insofern es sich um eine Form politischer Diakonie handelt. (Die Befreiungstheologie kritisiert die traditionelle europäische Caritas als „assistentialistisch“: Hilfe zur Selbsthilfe statt Anstiftung zur Solidarisierung Betroffener; vgl. das Bild von Fisch und Angel und dem Fluss, der den Fischern gehört). In der untrennbaren Einheit von denuncia (der herrschenden Unrechtszustände) und annuncia (des anbrechenden Gottesreiches) wird der politisch-diakonische Charakter solcher Manifestationen deutlich, die sich auch in den liturgischen Ausdrucksformen niederschlägt: Klage und Anklage, Bitte um das Kommen des Gottesreiches.

Die Grundidee der romaria da terra besteht darin, eine politische Demonstration in die Form einer Wallfahrt zu kleiden, oder anders: traditionelle Elemente der Wallfahrt mit neuen (politischen) Inhalten zu füllen. Die Leute pilgern zu einem nahe gelegenen Wallfahrtsort, tragen Transparente mit politischen Parolen und gleichzeitig die alten Fahnen, Heiligenfiguren und andere religiöse Symbole mit sich. Ort des Aufbruchs war damals ein sog. Accampamento, eine Art großes Zeltlager auf einem von den Landlosen besetzten Terrain brachliegenden Landes. Am Tor fragte ein großes Transparent „Wenn Gott für uns ist, wer ist dann gegen uns?“

Wieso Re-Symbolisierung? Das Konzept der Landlosen-Pastoral besteht vor allem in der Unterstützung solcher Initiativen wie Landbesetzungen, Verteidigung der Bauern in den jeweils folgenden Strafprozessen, nachdem sie von der Polizei vertrieben, ins Gefängnis geworfen und vor Gericht gestellt werden usw. Die mindestens ebenso wichtige moralische Unterstützung besteht darin, dass die Priester, Schwestern und Pastoralarbeiter die Spiritualität dieser Menschen „ins Wort zu bringen“ und in Gesten und Symbolen auszudrücken helfen, z.B. indem sie das aktuelle Geschehen in einen heilsgeschichtlichen Zusammenhang stellen,

hier: die Erinnerung an die Landnahme Israels, legitimiert durch den an ihrer Seite mitziehenden Gott, „dem das Land gehört“.

4.3 Dank-Gottesdienst als Abschluss eines multikulturellen Straßenfestes

Ein weiteres bekanntes Beispiel sei nur noch skizziert, weil es bereits zum Standardprogramm vieler Gemeinden gehört. Als ein besonders ausgeprägtes empfinde ich die von der Idee des Kirchenasyls inspirierte Praxis bestimmter Schweizer Kirchgemeinden, deren Diakonie durch die Sorge um die „armen Fremden“ geprägt ist (die Sans-Papier, illegal Eingewanderte, von „Ausschaffung“ bedrohte Familien u. ä.): sie versorgen diese, die oft in den Gemeinden „untertauchen“, mit Nahrung und Kleidung, beschaffen Wohnraum und Gelegenheitsarbeit. Das jährliche Straßenfest fällt insofern aus dem Rahmen dieser „diakonischen“ Hilfeaktivitäten, als es bewusst den „Reichtum“ der Fremden in den Mittelpunkt stellt, von ihren Kochkünsten angefangen bis zu ihrer Gastfreundschaft, die uns Hiesige nicht selten beschämt. Der Vielfalt der vertretenen Kulturen und Religionen wird da und dort bewusst auch in einer gemeinsamen religiösen Feier Rechnung getragen, z.B. einer Art Dank-Gottesdienst zum Abschluss des Tages, zu dem alle vertretenen Religionsgemeinschaften einen Beitrag leisten.

Gelegentlich, so hat man mir erzählt, unternehmen die Veranstalter den Versuch, bei diesen Gottesdiensten gemeinsame Rituale und Symbole zu teilen, was in der Regel eine zeitaufwendige Verständigung in Zuge der Vorbereitung erfordert: interkulturell und interreligiös für alle Beteiligten verständliche Zeichen und Symbole zu finden, die allen Teilnehmern „etwas sagen“.

Lassen sich in diesem Beispiel wiederum liturgische und diakonische Elemente unschwer erkennen, so enthält es den Hinweis auf ein weiteres, symboltheoretisch wichtiges Merkmal, das abschließend noch benannt und erörtert werden soll: die kommunikative Konstitution des Symbols („Verständigung“)

5. Parrhesia als Chance der Re-Symbolisierung
Eine in den frühen Gemeinden geübte Praxis, die leider in Vergessenheit geraten ist, bestand in der „freimütigen Rede“, im freimütigen Bekenntnis des Glaubens (in einer heidnischen bzw. skeptischen jüdischen Umwelt).

(vgl. Petrus, Stephanus vor dem Hohen Rat, Apg. 5 und 6). Daneben gibt es eine Bedeutung von Parrhesia, die eine ganz bestimmte Form des Glaubensbekenntnisses bezeichnet, die wir heute der „performativen Rede“ ähnlich kennzeichnen würden: Glaubende teilen miteinander ihre Be-Geisterung. Prototyp dieser Form des Glauben-Teilens ist bis heute das „Xristos woskresse“ der orthodoxen Christen, mit dem sie sich an Ostern begrüßen oder das entsprechende Xristos anesti der Griechen. Dabei sprechen die Beteiligten nicht über Glaubensinhalte, sondern sie teilen – „aus tiefstem Herzen“ – miteinander ihre existentielle Betroffenheit von diesem Glauben an den Auferstandenen, dabei sich wechselseitig im Glauben stärkend. Ich bin der Überzeugung, dass sich rudimentäre Vorformen dieser „Verständigung“ in den Wundererzählungen finden (Mt 8,27: „Wer ist dieser, dass auch die Winde und das Meer ihm gehorchen?“ oder Mt 9,8 (Heilung eines Gelähmten) „Als die Scharen das sahen, erschrakten sie und lobten Gott“ oder Mt 12,22 (Heilung des Besessenen) „Ist er nicht am Ende der Sohn Davids?“

Meine Frage, als Nicht-Fachmann: Kann man solche Äußerungen gar als (zumindest rudimentäre) Ansätze einer „diakonischen Liturgie“ deuten? Als Lobpreis Gottes angesichts des heilenden Praxis Jesu? Als Verständigungs- „Ritual“, das heutigen Formen von Meta-Kommunikation entspricht? Als ein besonders markantes Beispiel dieser Art der Parrhesia lese ich das „Brannte nicht unser Herz?“ in der Emmaus-Erzählung: die be-„geisterte“ Verständigung der beiden Jünger über das, was sie mit dem Auferstandenen erlebt hatten: das – offenbar bereits als Symbol konstituierte – „Wiedererkennungs-Zeichen“ des Brotbrechens wird durch die nachträgliche Verständigung affirmiert, dabei gleichzeitig „kommunikativ verflüssigt“, wie J. Habermas sagen würde.

Die Jünger erkannten ihn am (diakonischen Proto-Symbol) Brotbrechen; und erst nachträglich wird ihnen deutlich, dass ihr Herz brannte, als er ihnen die Schrift erschloss. Man kann die Szene gleichsam als die höchstmögliche Verdichtung der konstitutiven Elemente deuten, aus denen christliche Gemeinde existiert: dem Teilen (des Brotes) (Diakonie), der (die Situation von Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung „treffende“) Verkündigung („Wusstet ihr nicht...?“) und dem

„Glaubensbekenntnis“ („Brannte nicht unser Herz?“), einer Art liturgischem Sprachsymbol. Schluss. Spätestens an dieser Stelle (Parrhesia als Ritual) rechne ich mit der kritischen Frage, was denn das noch mit Liturgie zu tun habe. Die vorgestellten Beispiele einer Liturgie der Diakonie könne man ja allenfalls noch, jedenfalls als eine Art Liturgie 2. Klasse, akzeptieren, aber Parrhesia als Liturgie?

Die eigentliche Liturgie sei und bleibe die Eucharistiefeier, alles andere seinen mehr oder minder Formen der Liturgie in einem analogen Sinn – wenn diese Argumentation beginnt, dann jedenfalls wird das Verhältnis von Liturgie und Diakonie prekär.

Literatur:

- B. Feichtinger(2008), Diakonie und soziales Handeln, Stuttgart.
 D. Funke (2000), Das Schulddilemma, Göttingen.
 R. Feiter u. a. (Hg.) (2008) Deus caritas est, Münster
 B. Kranemann, Th. Sternberg, W.Zahner (2006), Die diakonale Dimension der Liturgie, QD 218, Freiburg.
 J. B. Metz (1994), Gotteskrise Versuch zur „geistigen Situation der Zeit“ in: Ders. u.a. Diagnosen zur Zeit, Düsseldorf, 76-92.
 ders. (1990), Theologie als Theodizee? In: W. Oelmüller /Hg.), Theodizee –Gott vor Gericht) München.
 H. Steinkamp (1989), Prekäre Identität. Rollen- und kirchensoziologische Anmerkungen zur Standortbestimmung des Ständigen Diakonats, in: Diakonia Christi 24. Jg. Heft 3-4,127-136.
 ders. (2007), Compassion als diakonische Basiskompetenz und religionspädagogisches Lernziel, in: M. Faßnacht, H. Flothkötter, B. Nacke (Hg.), Im Wandel bleibt der Kern, Münster, 192-211 (mit V. Krause).



Diakone in Eisenstadt

Neu geweiht wurden am 20. September 2009 von Bischof Dr. Paul Iby im Eisenstädter Dom folgende drei Diakone:

Dr. Werner A. Pichler

Geboren am 24.2.1940 in Wolfsberg/Kärnten. Seit 1968 mit Marianne verheiratet. Vier Kinder, sieben Enkelkinder; Diakon in Eisenstadt.

Christian Graf

Geboren am 13.9.1966 in Illmitz, verheiratet mit Marianne, 3 Kinder; Diakon in der Pfarre Apetlon.

Rudolf Exel

Geboren in Wien 1966, seit 22 Jahren verheiratet mit Sonja, 8 Kinder. Grafenschachen im Burgenland.

Diakone in Linz

Anzahl der Ständigen Diakone „ständig“ im Steigen

Zurzeit gibt es in der Diözese Linz 98 Ständige Diakone. In diesem Jahr gab es 4 Weihen. Im nächsten Jahr schließen 7 Kandidaten ihre Ausbildung ab. Einer aus dieser Gruppe wird der 100. Ständige Diakon der Diözese sein. Der Aufwärtstrend geht so weiter, denn dem Diakonatskreis, der im September begonnen hat, gehören 16 (!) Kandidaten an. Eine ganz erfreuliche Entwicklung!

Die Neugeweihten:

Franz Winter, Wilhering;
Dr. Manfred Zeindlinger, Gschwandt;
Johannes Felberbauer, Hohenzell;
Mag. Martin Rögner, Gaflenz

Herbsttagung

Wir dürfen wiederum auf eine außerordentlich gelungene Herbsttagung zurückschauen (über 80 TeilnehmerInnen). DDDr. Clemens Sedmak begleitete uns einen ganzen Tag lang. Das Thema war „Diakon werden – nicht bloß sein“ (Vom Abenteuer des Weges nach innen und außen). Wie gut die Tagung angekommen ist, zeigt, dass der einhellige Wunsch, den Referenten noch einmal einzuladen.

80 Jahre - Msgr. Dr. Eduard Röthlin

Im Anschluss an die Herbsttagung gratulierten wir unserem langjährigen Ausbildungsleiter

Dr. Eduard Röthlin zu seinem 80. Geburtstag. Es war ein von großer Herzlichkeit und Dankbarkeit geprägtes Zusammensein, an dem wir ihm (unserem Edi) spüren lassen konnten, „Es ist schön, dass es dich gibt!“.



Fridolin Engl, Diözese Linz

Diakone in St. Pölten

Am 20. September hat Diözesanbischof DDr. Klaus Küng in Melk elf verheiratete Männer zu Ständigen Diakonen geweiht.

Nahe Angehörige, Verwandte und Freude füllten zusammen mit den Gläubigen die Stiftskirche. Nachdem die Weihekandidaten ihre Bereitschaft zum Dienst erklärt haben, folgte durch Handauflegung und Weihegebet die Weihe zum Ständigen Diakon.

Jedem einzelnen wurde das Evangelium überreicht, mit dem zum Ausdruck gebracht werden soll, dass der Diakon zur Verkündigung der Frohen Botschaft eingesetzt ist. Aus dem Geist der Frohbotschaft Christi soll der Diakon sein Leben ausrichten und sich für die Armen einsetzen. Die herzliche Erteilung des Friedensgrußes bekräftigte die Aufnahme in ihr neues Dienstamt.

Wir wünschen Mag. Dr. Martin Hofer (Pfarre Melk), Dietmar Ramharter (Pfarre Wieselburg), Gerhard Schultheis (Pfarre Hainfeld), Dipl. Pass. Thomas Resch (Pfarre Böhlerwerk), Heinz-Horst Meyer (Pfarre Horn), Robert Plank (Pfarre Reinsberg), Herbert Böhm (Pfarre Langschwarza), Harald Braun (Pfarre Mauer-Öhling), Ing. Johann Riegler (Pfarre Oberndorf an der Mank), Dr. Harald Steindl (Pfarre Hollenburg und Nußdorf) und Mag. Heinrich Schwertl (Pfarre Spitz a.d. Donau) alles Gute für ihren Dienst und dass ihr Wirken vom Hl. Geist getragen wird.



Wort der Frauen

Liebe Frauen der Diakone!



Melitta Wuchse
Vertreterin der Ehefrauen der
Ständigen Diakone

Bergmannstraße 16
8071 Hausmannstätten
Email: l.wuchse@utanet.at

Wieder haben wir eine wunderschöne und gut organisierte Tagung der österreichischen Diakone und ihrer Ehefrauen erleben dürfen. Die Herzlichkeit der Teilnehmenden, das sich wieder Treffen, der Gedankenaustausch ist für mich und sicher für viele andere auch eine große Bereicherung und Aufmunterung für die kommenden Jahre.

Die Thematik „Abendmahl und Fußwaschung“ durch die Prof. Hermann Steinkamp geführt hat, war sehr konkret, sprach er doch sehr aktuelle Themen an.

Dabei redete er nichts schön, wie wir es oft von oben gewöhnt sind. Er zeigte auf, wie Liturgie und Diakonie verbunden sind, und wo der Platz des Diakons ist.

Anhand des barmherzigen Samariters, blinden Bartimäus und den Emmausjüngern machte er sichtbar, wie Liturgie am Ort der Diakonie geschieht.

„Brannte nicht unser Herz.“ Es ist das brennende Herz, in dem sich Liturgie und Diakonie treffen. Unser Herz wird brennen, wenn wir spüren, dass wir von Gott beschenkt sind und dadurch anderen unseren vielfältigen Dienst anbieten können. Schenken macht reich.

Es waren bereichernde Tage im schönen Ländle und ich weiß, dass ich weiterhin an diesen Treffen teilnehmen werde, da Gottes Wort im Kirchenjahr 2010 Lesejahr C sie für mich sehr wertvoll sind, besonders deshalb, da ich dadurch etwas über den Tellerrand hinausblicke. Die nationale Küche ist sicher sehr schmackhaft, die internationale bringt eine noch größere Weite. Und so werde ich auch weiterhin an den österreichischen und an den internationalen Diakonentreffen teilnehmen. Die nächste Österreichtagung wird 2011 in Wien sein.

Es geschieht weltweit viel Gutes durch die Diakone und wir als Ehefrauen sind unseren Männern dabei eine unerlässliche Stütze.

Melitta Wuchse

Österreichebene - ARGE Diakone

Nächste Österreichtagung der Ständigen Diakone

Nach der gelungenen Österreichtagung in Batschuns wird bereits an der Vorbereitung der Diakonentagung 2011 in Wien gearbeitet. Bitte sich jetzt schon den Termin 21.-23. Oktober 2011 in Wien 13, Don Boscohause St. Veitgasse 25 vormerken. Das Thema wird im Rahmen der Sprechertreffen der Diözesen noch ausgearbeitet und die näheren Informationen rechtzeitig gegeben.

ARGE Diakone Österreich

Die Sprecher der Diözesen treffen sich jährlich ca 3 – 4 Mal gemeinsam mit dem Referatsbischof Dr. Anton Leichtfried um österreichweite Anliegen der Diakone zu

besprechen und gemeinsame Tagungen vorzubereiten. Am 20./21. November 2009 treffen sich die Sprecher gemeinsam mit den Ausbildungsleitern um die Themen der „Aus- und Weiterbildung“ zu besprechen. Derzeit ist ein Entwurf der Österreichweiten Rahmenordnung – in der auch die einheitliche Ausbildung grundgelegt ist – in Rom zur Begutachtung und Bestätigung. Sobald die Rahmenordnung genehmigt ist werden wir allen Diakone ein Exemplar zusenden und sie auch auf unserer Homepage www.diakon.at veröffentlichen.

Homepage der Ständigen Diakone:

www.diakon.at

Diakone Erzdiözese Wien

Weihe von 13 Diakonen

Am Sonntag 8. Nov. 2009 wurden im Dom zu St. Stephan 13 Männer von Kardinal Dr. Christoph zu Diakonen geweiht.

Damit erhöht sich die Zahl der Ständigen Diakone in der Erzdiözese Wien auf 176. Bereits im Frühjahr 2009 startete eine Gruppe von weiteren 21 Kandidaten die sich mit Mag Johannes Fichtenbauer als Ausbildungsleiter und Mag. Andreas Frank als Vizeausbildungsleiter für den Weihejahrgang 2012 vorbereiten. Fünf von den einundzwanzig Männer sind aus der Diözese Eisenstadt, die gemeinsam mit den Wiener Diakonen ausgebildet werden.

40 Jahrfeier in Vorbereitung

Vor vierzig Jahren – am 26. Dezember 1970 wurden die ersten 10 Ständigen Diakone von Kardinal Dr. Franz König im Dom von St. Stephan geweiht. Seither sind über 50 Diakone bereits verstorben – nur Diakon Fritz Herold – ist aus der ersten Weihegruppe in unserer Mitte. Zur Vorbereitung des Jubiläums wurde vom Diakonenrat eine kleine Arbeitsgruppe eingesetzt die Veranstaltungen planen wird. Unter anderem ist mit allen 176 Diakonen eine Festakademie für 26. Oktober in Vorbereitung im Rahmen derer ein Blick zurück auf die Pionierphase gemacht wird, aber auch die Gegenwart mit Kardinal Schönborn und ein Blick in die Zukunft gemacht werden soll. In Vorbereitung ist auch eine Festschrift zum 40. Jahrsjubiläum.

Diakone in Graz-Seckau

Eisenerzer Diakon Hans Reisenbichler verstorben



Er hatte schon immer sehr aktiv in seiner Pfarre Eisenerz mitgewirkt. Der aus dem oberösterreichischen Ebensee gebürtige Hans Reisenbichler war hier seit 1965 als Religionslehrer im Einsatz. Aktives Mit-

glied war er auch bei der von Pater Leppich begründeten action 365. 1987 war Hans Reisenbichler, verheiratet und Vater von drei Kindern, zum Diakon geweiht worden. Am 6. September, einem Sonntag, ist Diakon Reisenbichler nun im 76. Lebensjahr verstorben. Den Dienst für die Menschen nahm er sehr ernst.

Er wirkte als Seelsorger im Eisenerzer Krankenhaus und war zuständig für das Pflegeheim. Er half auch beim Essenzustelldienst mit. Bei vielen Gottesdiensten wirkte er mit und leitete viele Wortgottesdienste. Für Father Alois, einen Priester aus Tanzania, organisierte Hans Reisenbichler jährlich einen Flohmarkt. In den letzten vier Jahren wurde der eifrige Diakon von einer schweren Krankheit heimgesucht. Er ertrug sein Leiden mit vorbildlicher Geduld und konnte am Ende sein Leben friedvoll in die Hände seines Schöpfers legen.

Nach der Begräbnismesse am 10. September in der Eisenerzer Oswaldikirche wurde Diakon Hans Reisenbichler tags darauf im St.-Leonhard-Friedhof in Graz beigesetzt. Die Pfarre Eisenerz trauert um eine wertvolle Stütze des pfarrlichen Lebens.

Literaturempfehlungen

Gottes Wort im Kirchenjahr 2010

Lesejahr C Band 1 Advent - 6. Sonntag
Herausgegeben von Christoph Heinemann, OMI
Echter-Verlag, ISBN 978-3-429-03181-7
mit Beiheft

Karl Enderle, Katja Hubich:

Botschaft des Trostes - Traueransprachen, Echter 2009, ISBN 978-3-429-03140-4

Reihe Anstöße: Clemente Josè Carlos Isnard:

Gedanken eines Bischofs zu den heutigen kirchlichen Institutionen

Deutsche Ausgabe herausgegeben von Diakon Mag. Ludwig Wuchse, 2009, ISBN 978-3-902061-15-7

Liturgische Zeitschriften:

Die Botschaft heute - Kontexte zu Liturgie und Predigt

Homiletische und liturgische Elemente zur Vorbereitung auf die Gottesdienste an allen Sonntag und Feiertagen des Kirchenjahres, erscheint monatlich Verlag Bergmoser und Höller, ISSN 0176-8573

Kindermessbörse

Redaktion Willi Hoffsummer erscheint 4x im Jahr; Verlag Kindermessbörse Hoher Turm 5 D 31137 Hildesheim
www.kindermessboerse.de

Das IDZ stellt sich vor

Das Internationale Diakonatszentrum (IDZ) wurde 1965 als eine Frucht des II. Vatikanischen Konzils ins Leben gerufen.

Im Jahr 1965 fand eine erste Internationale Studienkonferenz in Rom mit dem Thema: „Diakon in Kirche und Welt von heute“ statt. Dies war auch der historische Beginn der Studienkonferenzen.

Am 28. April 1968 wurden im Dom zu Köln die ersten Ständigen Diakone geweiht. Kardinal Frings beauftragte aufgrund seiner Erblindung Weihbischof Frotz mit der Weihe.

Der Ständige Diakonatsrat war ein wunderbares Geschenk an die Kirche und hat seither reiche Frucht getragen.

Heute gibt es weltweit rund 36000 Diakone in 130 Ländern, davon allerdings nur 2 % in Afrika, Asien und Ozeanien.



Das IDZ war lange Jahre in Freiburg / Breisgau ansässig und wurde dann 1993 auf Initiative von Bischof Walter Kasper nach Rottenburg verlegt. Das IDZ ist eine Bewegung für die Erneuerung des Ständigen Diakonates in der Katholischen Kirche.

Ein kirchlich anerkannter eingetragener Verein mit ca. 800 Mitgliedern, der getragen wird von engagierten Laien, Diakonen, Priestern, Theologen und Bischöfen aus aller Welt.

Es ist ein Zentrum, das Überlegungen, Initiativen und Erfahrungen mit dem Diakonatsrat in aller Welt sammelt, weitergibt und auch anregt.

Der Vorstand besteht aus dem Präsidenten, zwei Stellvertretern, von denen einer Ständiger Diakon sein muß, einer Ehefrau eines Diakons und dem Geschäftsführer.

Präsident: Prof. DDr. Klaus Kießling / Deutschland

Vizepräsident: José Espinos / Argentinien

Vizepräsident: Bert Cambre / Kanada

Ehefrau eines Diakons: Nelleke Wijngaards Serrarens / Niederlande

Geschäftsführer: Erik Thouet / Deutschland

Wir sind als IDZ sowohl der Vergangenheit und Tradition des Diakonates verpflichtet, wie auch offen für die Probleme und Fragen der Kirche und des Diakonates in der Welt von heute. Protoktor des IDZ ist Bischof Dr. Gebhard Fürst (Rottenburg-Stuttgart).

Alle 4 Jahre veranstalten wir eine Internationale Studienkonferenz, zuletzt Ende März 2009 in Wien zum Thema „Diakonische Spiritualität gestern – heute – morgen“.

An der Konferenz im Kardinal-König-Haus nahmen 185 Teilnehmerinnen und Teilnehmer aus 30 Ländern teil, darunter Kardinal Napier OFM aus Durban / Südafrika, Bischof Fürst aus Rottenburg-Stuttgart, Bischof Pöllitzer aus Namibia und Fr. Gilbert de Lima aus Bombay / Indien in Vertretung von Kardinal Gracias. Den Abschlussgottesdienst haben wir im Stephansdom mit Kardinal Schönborn gefeiert.

Besonders bereichernd war neben den Referaten vor allem der Austausch in 10 Arbeitsgruppen. Wir haben darauf geachtet, diese Gruppen mit Teilnehmern aus verschiedenen Ländern zu besetzen.

Es gab eine große Resonanz in Presse, Radio und Internet. Die Hauptreferate und Statements der Konferenz werden in unserer Zeitschrift „Diaconia Christi“ veröffentlicht – in deutsch, englisch und spanisch.

Wir würden uns über neue Mitglieder und Bezieher unserer Zeitschrift „Diaconia Christi“ aus Österreich sehr freuen.

Mehr erfahren Sie auf unserer Website: <http://idz.drs.de>

Mit freundlichen Grüßen,

Franz Eckert

Die Sozialenzyklika - „Geheimnis des Glaubens“

Eine Erwiderung

„Wir haben jetzt ein eindrucksvolles Papstwort vernommen – aber, bitte, was sollen wir tun? Wo ist der Ausweg aus der Krise?“

.... fragte sichtlich verwirrt und etwas enttäuscht eine Hörerin nach dem Vortrag der Enzyklika. Damit stimmte sie in den Chor der Kritiker ein, die dem Papst ein „katholisches Selbstgespräch“ vorwerfen. „Selten kam eine Enzyklika hermetischer daher, bar jeden Bestrebens, den Dialog mit der zeitgenössischen politischen Philosophie von liberal bis kommunitaristisch zu suchen und die Brücke zu anderen Weltreligionen zu schlagen. Soziallehre als katholisches Selbstgespräch – ein Trauerspiel“ (Daniel Deckers, in der FAZ vom 8. Juli 2009).

„Es fehlt der Enzyklika die visionäre Kraft, die Paul VI. 1967 in seiner Sozialenzyklika „Populorum Progressio“ entfaltete, die prophetische Intensität der Schreiben Johannes Pauls II. – und das in einer Zeit, in der beides so notwendig wäre, wie lange nicht mehr“ (Matthias Drobinsky in der Süddeutschen Zeitung vom 3. Juli 2009).

„Die Sozialenzyklika enthält wenig Unerwartetes, insofern ist die Enttäuschung der Globalisierungskritiker von ATTAC erstaunlich. Hatten sie ernsthaft geglaubt, der Pontifex würde die Welt aus den Angeln heben?“ (Harald Biskup, im KSTA vom 7. Juli 2009).

„Die Enzyklika ist eigentlich nur verständlich für Leute, die auf dem Boden des Christentums stehen“ (Friedhelm Hengsbach), richtet sich aber doch ausdrücklich an alle Menschen guten Willens. Und hat nicht Joseph Ratzinger vor vielen Jahren gesagt: „Die Moral, die die Kirche lehrt, ist keine Speziallast für Christen, vielmehr die Verteidigung des Menschen gegen den Versuch seiner Abschaffung. Wer hört die Signale?“

Dazu noch der Humanistische Pressedienst von 7. Juli 2009: „Zum einen hat die Kirche längst keine Legitimation mehr zur Führung. Dafür wurde in 2000 Jahren zu viel Unrecht verursacht und einen mitwirkenden Heiligen Geist konnten viele nie erkennen“ (Nummer 7375).

Es entsteht der Eindruck, jedermann habe sich von dieser Enzyklika, die nach vierjähriger Vorbereitung knapp vor einem G8-Gipfel in der durch Erdbeben zerstörten Stadt l'Aquila erschienen ist, eine Fülle von Handlungsan-

leitungen erwartet, gleichsam einen der Weltwirtschaftskrise zugeordneten „Ratgeber für alle Fälle“, der – hätte ihn die Enzyklika präsentiert – gewiss als „Sozialklempnertum“ zurückgewiesen worden wäre. Keiner von all diesen Kritikern hat begriffen und gewürdigt, dass das Rundschreiben unter seinem Titel „Caritas in Veritate“ keine Anleitung für die Lösung von Einzelfragen bietet, sondern jene Grundlage für solche Problemlösungen aufrufen möchte, ohne die alle Einzelrezepte vergeblich sind.

Dass sich die Enzyklika in diesem Bemühen vornehmlich Katholiken öffnet und dass sie weder als Dialog mit der zeitgenössischen politischen Philosophie von liberal bis kommunitaristisch noch als Brücke zu andern Weltreligionen verfasst wurde, (ohne die Verdienste der Philosophie und der anderen Weltreligionen im geringsten zu leugnen), versteht sich von selbst: denn die Wahrheit, die die Enzyklika als Grundlage aller weiteren Überlegungen vorstellt, ist eine zentral christliche, näherhin katholische Glaubenswahrheit, deren drohendes Verblässen in unserem Zeitalter der Indifferenz und der „Patchwork-Religionen“ dem Schiff der Weltwirtschaft den Anker raubt.

Auch die Liebe, der zweite Grundpfeiler der Argumentation des Papstes, bedarf dieses Ankers: „Ein Christentum der Liebe ohne Wahrheit kann leicht mit einem Vorrat an guten, für das gesellschaftliche Zusammenleben nützlichen, aber nebensächlichen Gefühlen verwechselt werden. Auf diese Weise gäbe es keinen eigentlichen Platz mehr für Gott in der Welt. Ohne die Wahrheit wird die Liebe in einen begrenzten und privaten Bereich von Beziehungen verbannt. Aus den Planungen und den Prozessen zum Aufbau einer menschlichen Entwicklung von umfassender Tragweite – im Dialog zwischen Wissen und Praxis – wird sie ausgeschlossen“ (4).

Welche Glaubenswahrheiten sind angesprochen?

1) „Ohne Gott weiß der Mensch nicht, wohin er gehen soll, und vermag nicht einmal zu begreifen, wer er ist (78). Gott ist der Garant der wahren Entwicklung des Menschen, denn da er ihn nach seinem Bild geschaffen hat (Gen 1,27), begründet er auch seine transzendente Würde und nährt sein Grundverlangen ‚mehr‘ zu sein“ (29). „Als Empfänger der Liebe Gottes sind die

Menschen eingesetzt, Träger der Nächstenliebe zu sein und dazu berufen, selbst Werkzeuge der Gnade zu werden, um die Liebe Gottes zu verbreiten und Netze der Nächstenliebe zu knüpfen“ (5).

2) „Die Natur steht uns nicht als ein Haufen zufällig verstreuter Abfälle zur Verfügung, sondern als eine Gabe des Schöpfers, der die ihr inwohnenden Ordnungen gezeichnet hat, damit der Mensch daraus die gebotenen Aufschlüsse bezieht, damit er sie bebaue und hüte (Gen 2,15)“ (48). „Zu übersehen, dass der Mensch eine verwundete, zum Bösen geneigte Natur hat, führt zu schlimmen Irrtümern im Bereich der Erziehung, der Politik, des gesellschaftlichen Handelns und der Sittlichkeit“ (34).

3) „Die Entwicklung muss außer dem Materiellen auch ein geistig – geistliches Wachstum umfassen, weil der Mensch eine Einheit aus Leib und Seele ist, geboren von der schöpferischen Liebe Gottes und zum ewigen Leben bestimmt“ (76). „Ohne die Aussicht auf ein ewiges Leben fehlt dem menschlichen Fortschritt in dieser Welt der große Atem“ (11).

4) „Wenn es einerseits wahr ist, dass die Entwicklung die Religionen und Kulturen der verschiedenen Völker braucht, ist es aus diesem Grund andererseits ebenso wahr, dass eine angemessene Unterscheidung vonnöten ist. Religionsfreiheit bedeutet nicht religiöse Gleichgültigkeit und bringt nicht mit sich, dass alle Religionen gleich sind..... Der ganze Mensch und alle Menschen sind das Kriterium, um auch die Kulturen und die Religionen zu beurteilen. Das Christentum, die Religion des Gottes, der ein menschliches Angesicht hat, trägt in sich selbst ein solches Kriterium“ (55).

Die zentralen Glaubensinhalte, die hier aufgeführt werden, sind die Gottebenbildlichkeit des Menschen, seine Verpflichtung zur Schöpfungsgehilfenschaft ungeachtet fortwährender Anfechtung, und die Verheißung eines Ewigen Lebens jenseits des irdischen Todes, dessen Verlauf vom Weltenrichter nach gnädiger Prüfung der Lebensabläufe bestimmt wird.

Will man von diesen Zentralausagen absehen, weil sie heutzutage unbequem, unzeitgemäß oder schlechthin unzumutbar sind, dann verliert die – diesbezüglich allerdings „hermetische“ – Enzyklika ihre Stringenz, wird wie eine Perlenkette ohne Schnur zum Gegenstand von Einzelziten,

Einzelkontroversen und Einzeldiskussionen, um schließlich archiviert und vergessen zu werden. Das lebensrettende Signal wäre verhallt, die kurze Frist zur Umkehr wäre vertan.

Je stärker, je unverdrossener, je unerschütterlicher und je hoffnungsvoller aber der Glaube an diese Wahrheiten ist, desto mehr bilden sie auch einen verlässlichen Rahmen für die von der Enzyklika geforderte Liebestätigkeit:

.....

Die Liebe Christi ist es, die uns drängt

.....

1) Der Mensch als Abbild Gottes ist als einziges Wesen dieser Welt in die freie, souveräne, „gottebenbildliche“ Entscheidung über seinen Weg und sein Schicksal entlassen. Er kann die ausgestreckte Hand des Gekreuzigten ergreifen oder zurückweisen, er hat die Wahl zwischen Licht und Dunkel, zwischen Segen und Verderben. Weil aber das Leben des Menschen in all seiner Angefochtenheit nicht zum Würfelspiel verkommen darf, hat Gott Seinen Sohn in die Welt gesandt, um durch dessen Erlösungswerk dem Menschen Wegleitung und Orientierungshilfe anzubieten. Ein „Seinsstrom zum Guten“ hat sich auf solche Weise für den Menschen eröffnet, um sein Leben und auch sein Liebeshandeln in die rechten Bahnen zu lenken. „Die Liebe Christi ist es, die uns drängt: Caritas Christi urget nos (2 Kor 5,14)“ (20).

Das Liebeswerk Christi, das uns aus Knechten zu Söhnen und Erben des Reiches gemacht hat, ist auch eine verlässliche Grundlage für jede zwischenmenschliche Kommunikation, denn „alles soziale Handeln setzt eine Lehre voraus“ (74). Deshalb ist die Religion – letztlich jede Religion – unerlässlich für ein geglücktes Zusammenleben der Menschen, im privaten ebenso wie im öffentlichen Bereich. „Als Empfänger der Liebe Gottes sind die Menschen eingesetzt, Träger der Nächstenliebe zu sein und dazu berufen, selbst Werkzeuge der Gnade zu werden“ (5). „Wenn Gott in den Schatten gestellt wird, schwindet unsere Fähigkeit, die natürliche Ordnung, ihr Ziel und das Gute zu erkennen, allmählich dahin“ (50). Ein solches Dahinschwinden bringt den Respekt vor der Einzigartigkeit jeder menschlichen Person, von der Zeugung bis zum natürlichen Tod, vor der unantastbaren menschlichen Würde und vor den unverzichtbaren Menschenrechten ins Wanken und wird so zum Keim der Inhumanität.

2)Der gottebenbildliche Mensch ist Schöpfungsgehilfe Gottes, er ist verantwortlich dazu berufen, die ihm anvertraute Erde zu pflegen und zu bebauen und so die Bemühung des Schöpfergottes „der noch immer am Werk ist“ (vgl. Joh.5/17) zu unterstützen und zu vollenden. Der Mensch als Schöpfungsgehilfe Gottes ist nicht Eigentümer, sondern Verwalter dieser Welt! Das ist ein Schlüsselwort für die christliche Soziallehre, vom Lebens- bis zum Umweltschutz, von der Einkommens- und Besitzverteilung bis zur Migrationsproblematik. Zum Verwaltertum gehört die Verwalterrechnung. „Und heiß' ihn mitbringen sein Rechenbuch, und dass er nit Aufschub noch Zögerung such“, lässt Gott durch den Tod dem reichen Gutsbesitzer ausrichten, der überraschend vor die Schranken des Gerichts gefordert wird. Erst das Bewusstsein, dass alles aufgeschrieben wird für die ewige Ernte, bewahrt den Menschen mitsamt seiner Sündenverflochtenheit vor Absturz, Resignation und Verzweiflung.

.....
 Der Mensch als Schöpfungsgehilfe Gottes ist nicht Eigentümer, sondern Verwalter dieser Welt

3)Das setzt den Glauben an ein Leben nach dem Tode voraus. Der Mensch, dessen Horizont auf die Spanne zwischen Geburt und Grab begrenzt ist, verliert die Kraft zu langfristigen unwiderruflichen Entscheidungen, zu einer stabilen Lebensplanung und zu Investitionen in langfristige Projekte, deren Ertrag er nicht mehr erleben wird. Ein solcher Mensch wird gemeinschaftsunfähig, er verschwendet sein Leben und missbraucht seine Gottebenbildlichkeit durch eine Kette von provisorischen und kompromisslerischen Entscheidungen und Maßnahmen, die dem Leben seinen Sinn rauben und die Kraft der Gemeinschaft schwächen. Die Hoffnung auf ein ewiges Leben, aber auch die Aussicht auf ein mögliches Scheitern nach dem Tode sind Grundantriebe menschlicher Existenz und damit auch Wegweiser und Motoren für sozialverträgliches Handeln. Eine Soziallehre, die diese Grundtatsachen menschlichen Lebens übersieht, ausklammert oder gering schätzt, bleibt entweder Theorie oder Illusion.

4)Setzt damit die Enzyklika für ihr Verständnis, ihre Akzeptanz und ihre Nutzenanwendung den christlichen Glauben voraus? Das Rundschreiben enthält zahlreiche wichtige, richtungweisende Feststellungen und Anregungen über Arbeit, Besitz, Beziehung, Bioethik, Familie, Gemein-

wohl, Gerechtigkeit, Globalisierung, Lebensstil, Markt, Migration, Naturrecht, Subsidiarität, Technik, Umweltschutz, Unentgeltlichkeit, Weltregierung und Wirtschaftsethik.

Die Enzyklika wird damit nicht nur „eine reiche Fundgrube für die Redenschreiber der Mächtigen, ein Steinbruch für passende Zitate nach dem Motto „auch der Papst hat gesagt“ (Humanistischer Pressedienst, a.a.O., 7375), sondern ein von der führenden moralischen Weltautorität verursachtes seismographisches Beben, das weit über das Christentum hinaus Anlass zu Diskussionen und hoffentlich auch zu Nutzenanwendungen sein wird. Anweisungen oder Ratschläge für die Lösung von Einzelfragen sind nicht Sache des „weltfremden Papstes“ (Süddeutsche Zeitung Nr. 154, a.a.O.). Den Antrieb für die Schaffung und Durchsetzung solcher Einzelrezepte muss jedermann aus jener Religion oder Weltanschauung ableiten, der er sich zugehörig weiß. Für die Christen erfließt diese Motivation aus der Feststellung des Hl. Paulus, die im Rückblick auf das Paulusjahr noch einmal zitiert werden soll: „Das Leben gehört dem Menschen, weil der Mensch Subjekt seiner Existenz ist; und zugleich gehört es Gott, weil Gott am Anfang und am Ende von alldem steht, was gilt und erlöst: Welt, Leben, Tod, Gegenwart und Zukunft: alles gehört euch; ihr aber gehört Christus und Christus gehört Gott (1 Kor 3,22-23).

Die Enzyklika setzt hinzu und rundet damit ihre Glaubensaussage ab: „Das tiefe Verlangen des Christen ist, dass die ganze menschliche Familie Gott als ‚Vater Unser!‘ anrufen kann. Zusammen mit dem Eingeborenen Sohn können alle Menschen lernen, zum Vater zu beten und ihn mit den Worten, die Jesus selbst uns gelehrt hat, zu bitten, ihn heiligen zu können, wenn sie nach seinem Willen leben, und dann das nötige tägliche Brot zu haben sowie Verständnis und Großzügigkeit gegenüber den Schuldigern, nicht zu sehr auf die Probe gestellt und vom Bösen befreit zu werden (vgl. Mt. 6,9-13)“ (79).

Die Anrufung der Jungfrau Maria als Spiegel der Gerechtigkeit und Königin des Friedens möge der Enzyklika jenen Widerhall verleihen, der erforderlich ist, um das nahe am Abgrund dahinsegelnde Menschheitsschiff in ruhigere Gewässer zurückzulenken.

Homepage der Ständigen Diakone:

www.diakon.at

Das neue (kleinere!) Ansteckkreuz der Ständigen Diakone:

Größe: 18 x 13 mm, Messing 1,5 mm stark, Massivprägung, Echt versilbert matt, Glanzlack, Stift + Klemmkappe.



Preis per Stück 4€ (ohne Versandkosten)

Zu beziehen beim Behelfsdienst des Pastoralamtes der Diözese St. Pölten, Klostersgasse 15, 3100 St. Pölten

Tel. 02742/398-315

Fax. 02742/398-316

mailto: behelfe.pa.stpoelten@kirche.at

Verlagspostamt 8583 Edelschrott

Gedanken zur Tagung

Es war eine schöne Tagung, die Diakonenfortbildung in Vorarlberg. Und es waren an die 150 TeilnehmerInnen da und ich habe niemanden gehört, der/die sein/ihr Kommen bereut hätte: Gastfreundschaft, ein schönes Land, ein interessantes inhaltliches Programm und ein Rahmenprogramm, das sich sehen bzw. hören lassen kann. Und trotz der vielen positiven Eindrücke ein kleiner - oder richtiger - ein großer Wehmutsstropfen: Die Zielgruppe dieser Tagung sind über 600 Ständige Diakone in Österreich mit Ihren Gattinnen; das heißt an die 1200 Menschen - und da sind es nicht mehr 5000 viele, die da waren....

Ich denke, jede/r muss selber wissen, ob und wie er/sie sich bildet. Aber hier geht es auch - und das nicht nur am Rande - um die Gemeinschaft der Diakone und der Ehefrauen. Es ist das mehr als ein ungezwungenes Treffen, es kann und soll Begegnung geschehen, Erfahrungsaustausch, Erleben von Solidarität und Unterstützung in diesem schönen und oft auch anstengenden Dienst.

Es ist nicht nur Respekt vor der großartigen Leistung der Veranstalter und Organisatoren, sondern ich meine, die Bereicherung aus unseren österreichischen Diakonentagungen geschieht in erster Linie „untereinander“, und das sollten wir einander nicht schuldig bleiben. Deshalb sind für mich diese Tagungen „Pflicht“, sie verdienen mehr als 13% Beteiligung und ich freue mich schon auf die Begegnungen bei der nächsten Tagung 2011 in Wien. fb

Redaktionsschluss für die nächste Ausgabe:

15. mai 2010. Texte und Bilder (jpg-Format) an die Redaktion: franz.brottrager@graz-seckau.at

Schreibe uns!

RUF!Zeichen soll ein Kommunikationsmedium der Ständigen Diakone sein.

Trage auch du dazu bei und schreibe uns, was dich interessiert. Leserbriefe sind herzlich willkommen, genauso Berichte aus den einzelnen Diözesen. Nütze die Gelegenheit, mit Kollegen in Verbindung zu treten!

Impressum

RUF!Zeichen ist die Zeitschrift der Ständigen Diakone Österreichs.

Medieninhaber: Kommission für die Ständigen Diakone der österreichischen Bischofskonferenz, Wollzeile 2, 1010 Wien.

Redaktion: Franz Brottrager, 8200 Gleisdorf, Wünschendorf 172; Tel. 0664 2804529 (bitte nachmittags); E-mail: franz.brottrager@graz-seckau.at

Für den Inhalt verantwortlich:

Die jeweiligen Autoren; Fotos: Privat

Druck: Gößler KEG Pack

Adressverwaltung: e.pfeiffer@edw.or.at

Tel. 01/515 52-3355

zugestellt durch post.at